

Die Schicksal der Volksbühne.

Was seit Wochen gemunkelt wurde und in launigen Notizen einiger Blätter immer wieder dem Leser eingetrichtert wurde, ist Wirklichkeit geworden: die Volksbühne hat Kapitalieren müssen.

Die Zehntausende der Neuen Freien Volksbühne haben seit Jahren sich Hunderttausende abgepart, um den Traum einer von Kapitalgebern und Robersächlichen besetzten Bühne in eigenen Händen zu verwirklichen. Aber ihr Theater, finanziell zu schwach fundiert, zu teuer gebaut und nicht eben glücklich geleitet, hätte vielleicht unter günstigsten Bedingungen sich halten und entwickeln können, den Folgen des Krieges war es nicht gewachsen. Als der Mitgliederbestand auf die Hälfte zurückging, war alle Hoffnung vorbei, das Konventionstheater, das wesentlich auf die Deckung des eigenen Bedarfs, auf Mitgliederleistungen angewiesen war, zu retten.

Sie hatten gebauet ein stattliches Haus... Aber auf zwei Jahre muß nun das zu stattliche Haus der Volksbühnen demotografie einem großkapitalistischen Theaterunternehmer ausgeliefert werden. Herr Reinhardt, stets unternehmungslustig und von einem ins andere übergreifend, will hier sein schon lange geplantes, aber immer noch nicht verwirklichtes Theater der 5000 vorbereiten, geschäftlich und künstlerisch. Er hat die Massen der Neuen Freien Volksbühne zugeführt, als sie noch bei ihm spielen ließ. Beide Parteien hoffen, daß er auch dem Volksbühnentheater die ersehnte Zugkraft werde. Und mancher fürchtet, daß er die nur Schauulustigen, wenn seine Zwischenwirtschaft erledigt ist, auch seinen weiteren Zielen dienstbar machen wird.

Es wird Sache der Volksbühnenmitglieder sein, dafür zu sorgen, daß Herr Reinhardt ihr Haus nicht dauernd den Zwecken entziehe, für die sie es gebaut haben. Vielleicht ist es überflüssig, jetzt zu unteruchen, warum es zur Krise kam, aber sicher ist es notwendig, für die Zukunft mit verdoppelter Sorgfalt die Vereinsinteressen im Auge zu behalten.

Vielleicht ist auch nachzuprüfen, ob diese demokratische Organisation genug Demokratie in sich vertritt.

Eines der Reinhardt-Blätter hatte schon mit unerböhrlicher Freude die Diktatur des großen Mannes, der schließlich noch zum Retter der Volksbühne avancieren wird, im neuen Hause erklärt. Herr Reinhardt sollte danach von den zwölf Städten, die die vereinigten Volksbühnen im neuen Spieljahr für sich spielen werden, zehn bestimmen und schließlich auch noch die zwei ablehnen können, die die Volksbühnen vorschlagen. Davon kann natürlich keine Rede sein! Die Volksbühnen werden — wie immer der Vertrag im einzelnen gestaltet wird — ihr Repertoire selber im wesentlichen bestimmen, und ohne ihre Zustimmung wird ihren Mitgliedern kein Stück vorgeführt werden.

Auch führende Leute der Neuen Freien Volksbühne sehen den Einzug Reinhardts als vorübergehende Kriegsmäßnahme mit aller gebotenen Heierne an. Gustav Landauer äußert sich im „Berliner Börsen-Courier“:

Wir von der Volksbühne haben nicht Jahre um Jahre in hingebender Arbeit Träume in eine von der Finanzwelt diskontierte Wirklichkeit verwandelt, um im Augenblick des Beginns abzudanken. Haben wir der Kunst das Volk organisiert, so geben unsere organisierten Energien folgerichtig weiter: diesem bereitstehenden und gegliederten Volk soll die Kunst werden, die von Rabe und Zeitläuften, von Marktverhältnissen und der Ueberfälligkeit entstammenden Aufbeherungsbedürfnissen unabhängig ist. Für all diese weitgesteckten Absichten und die organische Fortführung dessen, was in einem Vierteljahrhundert stetig einem fichtbaren Ziele zugewachsen ist, braucht die Volksbühne, wenn erst die Kriegszeit mit ihren Folgen vorbei ist, volle künstlerische Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit; und was sich jetzt, wo der Krieg dahinschwindet, nicht schnell schaffen ließ, wird in der Zeit der zwei Jahre, die gegeben ist, vorbereitet und ausgebaut werden müssen.

Die Freie Volksbühne, unsere Volksbühnenorganisation, ist mit dem Schicksal des Volksbühnentheaters nicht verwachsen. Sie hat das Theater nicht miterbaut, sie hat keine Verantwortung dafür. Es besteht nur eine Interessengemeinschaft mit der Neuen Freien in der Beschaffung der Vorstellungen. Dieses Kartell läuft noch zwei Jahre. Und in diesen zwei Jahren wird die Freie Volksbühne wie bisher einen Teil ihrer Vorstellungen von dem Volksbühnentheater beziehen. Der Vorstand der freien Volksbühne hat seine Stellung in folgender Resolution festgelegt, die bei Eröffnung der Verhandlungen mit Reinhardt gefaßt wurde:

... Die Vertreter der freien Volksbühne im Verband erkennen die Zwangslage an, in der sich die Neue Freie Volksbühne als Besitzerin des Theaters am Wilhelmsplatz befindet. Bei Errichtung des Kartells

hat die Neue Freie Volksbühne die moralische und finanzielle Verantwortung für das Volkstheater übernommen, in ihrer Hand liegt auch die schließliche Entscheidung über den Vertrag mit Reinhardt. Inbessenen glauben die Vertreter der freien Volksbühne, um ein gedeihliches Zusammenarbeiten beider Vereine im Verbandsvorstand auch für die Zukunft zu sichern, es als unbedingte Notwendigkeit bezeichnen zu müssen, daß

1. dem Verbandsvorstand vor Entscheidungen und Publikationen in der Reinhardt'schen Angelegenheit Mitteilung gemacht wird.
2. In dem Vertrage mit Reinhardt entscheidender Einfluß auf das Repertoire den Volksbühnen gesichert wird.
3. Daß die künstlerischen Ausschüsse beider Vereine eine gemeinsame Kommission schaffen, die dem Verbandsvorstand unterstellt wird.
4. Daß bei einem Vertragsabschluß mit Reinhardt nach Möglichkeit auf die gekündigten Schauspieler des Theaters am Wilhelmsplatz und technischen Angestellten die soziale Rücksicht genommen wird, die eine Organisation von der Art der Volksbühnen zu erfüllen hat.

Die Neue Freie Volksbühne versendet eine Darstellung, in der sie die vielen (von uns nicht gebrachten) unrichtigen Nachrichten über ihr Unternehmen berichtigt und vor allem darlegt, daß nicht der Bau und Betrieb des Theater unrentabel machen, sondern allein der durch den Krieg herbeigerufene Mitgliederrückgang. Es wird dann weiter ausgeführt:

Dank genügenden Betriebskapitals und Entgegenkommens der Hypothekengläubiger ist es uns möglich, das laufende Spieljahr ohne Schaden für uns und andere zu überstehen. Ernste Sorgen müßte uns die Weiterführung im nächsten und übernächsten Spieljahr machen, in dem mit aller Wahrscheinlichkeit die Verhältnisse kaum anders liegen als jetzt. Die Lage bewies uns auf eine härtere geschäftliche Ausnutzung des Theaters; auf solche kann ein soziales Unternehmen wie das unsrige nicht berechnet sein. Wir hätten Spielplan und Art der Vorstellungen ständig nach den Ansprüchen des Massenpublikums einrichten müssen. Das würde unsere Vereinszwecke widersprechen, würde die Ziele unserer Vereine vermissen und die Mitglieder in den Hintergrund gedrängt haben. Aus diesem Grunde schlossen wir mit dem Deutschen Theater, Direktion Max Reinhardt, ein Abkommen, das die geschäftliche Ausnutzung unseres Hauses für die nächsten zwei Jahre diesem überläßt, während wir so viel Anteil und Selbstständigkeit behalten, daß wir unseren Mitgliedern gute Vorstellungen im Rahmen unserer Vereinsziele gewährleisten können. Es werden, außer Sonntag nachmittags, an vier Tagen der Woche abends Vereinsvorstellungen stattfinden, bei denen die Mehrzahl der Plätze in gleichmäßiger Verteilung unseren Mitgliedern in alter Weise zur Verfügung steht. Der aus 12 Stücken bestehende Spielplan dieser Vereinsvorstellungen wird durch uns festgesetzt, es sind uns zwei Vereinsmitglieder garantiert, und die Qualität der Vorstellungen auch den übrigen des Deutschen Theaters gleichwertig sein. Wir können durch dieses Abkommen unseren Mitgliedern Schauspieler-Ausführungen, Goethes Faust, einen Hauptmann-Zillus usw. in Aussicht stellen. An den übrigen Tagen der Woche steht das Theater der Direktion Max Reinhardt für eigene Vorstellungen zu Verfügung. Dieses Abkommen wird uns über die Schwierigkeiten der nächsten zwei Jahre hinwegbringen. Dann werden wir wieder stark genug sein, um den eigenen Theaterbetrieb, an dessen gütlicher Aufgabe wir nicht denken, wieder aufzunehmen.

Der Sieg des Geistes.

Dr. Brog, der Leiter der Roten-Kreuz-Station in Raasbich, schreibt dem „Neuen Rotterdamschen Courant“:

Ich hatte vor einigen Tagen die besondere Vergünstigung, die verwundeten englischen Austauschgefangenen, die auf der Durchreise nach ihrer Heimat hier durchliefen, zu sehen und zu sprechen. Wenn ich sage Vergünstigung, so meine ich mich weniger damit als Mensch, denn als Arzt, denn der Mensch tut gut daran, dem Anblick dieser körperlichen Ruinen sich nicht allzusehr anzusehen.

Bei schwerem Regen war der deutsche Rote-Kreuz-Bus in der Nacht nach Holland hereingekommen, aber als es zu tagen begann, war die Luft hell und blau, und die Sonne strahlte fehöliche Wärme auf die Erde. Wieviele derer, die in diesem Zuge unsere Grenze passierten, mögen jemals daran gedacht haben, daß sie unter solchen Umständen diese Reise machen würden? Ihr Körper mochte gebrochen, ihre Kraft geschwächt sein, ihr

Geist war lebendig und regsam. Als wir sie in ihrer eigenen Sprache anredeten und sie wußten, daß ihnen jemand in dieser Sprache antwortete, leuchteten ihre Augen vor Freude. Und wie dankbar waren sie für die Ledereien, die ihnen das deutsche Rote Kreuz noch mit auf den Weg gegeben hatte. Sie rauchten bereitwillig ihre Pfeifen, sangen ihr Tipperary und in nichts war erlichlich, in und mit welchen Gefühlen sie nach der Heimat zurückkehrten.

Ein Minder spielte mit Jantigkeit und Behmut auf seiner Violine, ein anderer, der händelos war, ah seine Distans und rauchte seine Pfeife, als ob er das allezeit so gewohnt wäre. Ein Indier, mit seinem hohen Turban auf dem Kopf, bezeugte auf Französisch seine Dankbarkeit für einige Lederbissen mit einem fröhlichen Lächeln, als ob er die warme Sonne seines Heimatlandes in der eifigen Kälte des Nordens gar nicht vermisse. Die Amputierten hüpfen auf einem Bein und auf den Krücken, als seien sie an diesen Zustand schon seit Jahren gewöhnt. Kurz alle waren bereits so mit ihrem verkrüppelten Dasein vertraut (ausgenommen einige ganz schwer Verkrüppelte), daß ich darüber erstaunt und verwundert war.

Was mich jedoch entsetzte, war ihre Geistes- und Gemütsverfassung. Deshalb frag ich meine deutschen Kollegen: Das ist wohl die Freude darüber, daß sie nun in ihr Vaterland zurückkönnen?

Man antwortete mir, daß diese Tatsache gewiß nicht ohne Einfluß sei, ihre Stimmung wäre jedoch schon seit langem so.

Ich war betroffen über diese Geisteskraft und Elastizität von Mut und Willen. Ja, ich stand vor einem Rätsel, wie schnell sich der Geist die Oberherrschafft über körperliche Leiden zu erobern vermag und mit welcher Heiterkeit man die Last einer verlorenen Zukunft zu tragen imstande ist...

Wenn ich mich erlauben wollte, die Eindrücke wiedergzugeben, die seit dem 1. August von nah und fern auf mich eingestürzt sind, so würden die Bilder einander folgen gleich einer heruntergekurbelten Spirale und nichts hinterlassen, als einen Gesamteindruck von Jammer und Elend. Nun aber wurden meine Sinne vor ein Problem gestellt, das ich nicht abschütteln kann, das mich nie wieder verläßt.

Ich kann mir vorstellen, daß man durch seinen Glauben, durch intensives Pflichtgefühl, durch langes Grübeln und Denken seinen Geist in ein gewisses Gleichgewicht mit körperlichen Gebrechen bringen kann; daß man sich dem Schicksal ergeben lernt und mit ruhiger Fröhlichkeit wieder ein Verhältnis zu dem vielen Schönen erlangt, das die Welt bietet, und daß man soviel Freiheit an Bewegung sich aneignet, als eben noch möglich ist. Aber, daß man nach dem Durchleben mehrerer Kriegsmomente, mit all ihren Schreden, nach monatelanger, todesnahe Krankheit inmitten der Feinde seines Landes, verpflegt durch Menschen gleicher Rasse, aber nicht gleicher Sprache, Menschen, die ihre Wünsche und Schmerzen sozusagen von ihren Gesichtszügen ablesen müssen, zurückkehrt als ein körperlich gebrochener Mensch, und dennoch — so wie ich es sah — fröhlich und regsam, ja ohne jeden Haß ist, das ist ein Rätsel für mich. Das ist etwas, was ich nie zu träumen gewagt hätte. Und diese Tatsache, die mir schier unlösbares Rätsel aufgibt, scheint mir eine gute Hoffnung für die Zukunft der nun kämpfenden Völker.

Krieg und Theater.

Die „Leipziger Abendzeitung“ hat eine Rundfrage bei Bühnenleitern, Künstlern, Schriftstellern usw. über den „Einfluß des Krieges auf die deutsche Theaterwelt“ veranlaßt, deren Resultat sie in einem Sonderdruck mitteilt. Unter den zahlreichen Antwortenden vermehrt man viele der bekanntesten Namen, aber auch den städtischen Theater und anderer vom großen Publikum relativ unabhängigen Unternehmungen wenig Gemicht zu legen ist. Symptomatisch sind vielmehr gerade die mittleren Bühnen der Provinzstädte.

Wir beginnen mit der Äußerung des Direktors Grünher (Danzig):

„Es wird mir sehr schwer, Ihre Anfrage zu beantworten, denn mein Standpunkt war im September, als die Russen schon bis Königsberg und Allenstein gekommen waren, der, daß jetzt überhaupt keine Zeit zum Theaterspielen sei. Am 15. November wurde aber doch ihr Interesse der Schauspielerei begonnen. Wir machten ein ganz anständiges Repertoire, wie es in den Zeitungen immer verlangt wurde. Aber wir hatten die Rechnung ohne

den Weinen und nahm ihr Leid auf, sich in den Kisten wiegend. Rings begann man zu klatschen und Bravo zu rufen, und die Bursche erhielten sie; sie bog den einen Arm überm Kopfe und begann, sich im Kreise zu winden.

Jochumien hatte im Verkehr mit Frauen bedeutende Erfahrung, und er erfaßte die Situation sofort. Gleich am ersten Tage stellte er fest, daß Frau Sörensen „durch und durch hysterisch“ sei, und es wunderte ihn eigentlich, daß es noch zu keinem Ausbruch gekommen war. — Schnell stand er auf und flüsterte: „Wenn Du nicht ordentlich bist, siehst Du mich niemals wieder.“ Sie wurde auf der Stelle still und ließ sich von ihm beim Anziehen des Jacketts helfen.

Auf dem Heimweg war sie nervös-lebhaft, sprach von der freien Liebe und flatterhaftem Schmetterlingsdasein und lachte forciert. Jeden Augenblick wollte sie in ein Café und etwas „Nichtiges“ genießen. Sie machte sich über ihren Mann lustig und brach plötzlich in Tränen aus.

Der Agent ging schweigend und unangefochten neben ihr und entwarf allerlei Bläne; nur als sie zu weinen begann, hielt er einen Augenblick inne, weil ihm das ein gutes Vorzeichen zu sein schien.

Sie hatte kein Geld mehr, und er war nicht der Mann dazu, von der Luft leben zu können; also mußte er wieder seine Zukunft zum Kognakgeschäft nehmen. Nur Verforgung einer Frau fühlte er sich auch nicht berufen, und da sie nicht im guten verduften wollte, beschloß er, selbst vom Blöke zu weichen. Als sie an der Haustür anlangten, bat er sie sanft, voranzugehen.

In dieser Nacht hatte Frau Sörensen einen heftigen hysterischen Anfall. Sie weinte und klagte, kratzte sich im Gesicht, um sich zu entstellen, rief in einem Atemzug nach ihrem Mann und dem Agenten und wiederholte stundenlang den Satz: „Ich will nach Hause, ich will nach Hause!“ Mehrmals waren die Hotelangestellten vor ihrer Tür und lauften, gingen aber nicht hinein.

Am Vormittag kam der Hausknecht zu ihr ins Zimmer und teilte ihr mit, der Agent sei für längere Zeit fortgereist und wünsche, daß seine Zimmer während der Zeit vermietet würden; darum stelle man ihr anheim, sich ein anderes Logis zu suchen.

Frau Sörensen gab ihm keine Antwort; es war nicht ganz klar, ob sie ihn verstanden hatte. Aber sie stand doch auf und kleidete sich an, dann wandte sie in eine Ecke des Zimmers und ließ sich auf einen Lehnstuhl fallen. Da sah

wenn man nur den festen Boden verließ und sich hinausstürzte, gab es nicht einen Fleck für sie, wo sie sein konnte. Von Auswegen gab es nur einen einzigen — den Tod. Sie, die Sterbende, hatte sich bereits völlig mit ihm vertraut gemacht, aber da war wieder ein lebendiges Gefühl in ihr aufgetaucht — der Haß.

Sie hatte diesen dicken kleinen Mann, der ihr das Angesicht des Höllischen enthielt hatte da, wo sie das Wunderbare zu finden erwartet hatte. Er hatte ihr die Augen dafür geöffnet, daß ihr Tun daheim verschoben und gekünstelt, daß sie hysterisch gewesen war, und daß das ganze Unrecht ihrem Manne gegenüber auf ihrer Seite gelegen hatte. Die Koheit des Agenten hatte sie erkennen lassen, wie unvernünftig sie früher in ihren Ansprüchen gewesen war, und darum haßte sie ihn.

Und ihr Haß nahm wirksame Form an, als er ihr im Lauf des Abends vorschlug, wieder nach Hause zu ihrem Manne zu reifen. Nun wollte sie auch nicht sterben; sie wollte mit diesem Menschen zusammenleben, sich zur Strafe selber quälen — und ihn quälen, der sie beiseite werfen wollte wie ein Stück schmutzige Leinwand.

Ja, nun war sie endlich in das Glücksländ der Liebe gelangt! Nichts wollte sie scheuen, jede Sitte wollte sie mitmachen: sich schminken, sich ausschmücken und zu Hause im Tricot geben, wenn es verlangt wurde. Aber sie wollte hierbleiben! Und ihm, der sie hierhergeführt hatte, wollte sie nie untren werden; sie wollte über seine Schritte wachen und über seine Liebe und allein besuget sein, ihn wahnsinnig vor Glück zu machen, — bis sie an Altersschwäche starb. Ja, wahnsinnig vor Glück — man sagte ja, daß die richtige Liebe so auf die Leute wirke. Und wenn sie alt wurde und ihren Dicks nicht auf andere Weise festeln konnte, wollte sie naht vor ihm tanzen.

„Richt, Du?“ rief sie lachend und trat ihn hart aufs Bein. Er verzerrte das Gesicht vor Schmerz. „Was ist denn in Dich gefahren?“ fragte er zornig.

„Ach, ich finde bloß, Du könntest mich auf den Schoß nehmen und mich ein bißchen lieblos — wie's die andern machen.“ Sie setzte sich zu ihm hinüber und sah verblüfft drein, aber in ihren Augen loderte es seltsam.

„Für solche Narrenspotten ist unferns wohl zu alt,“ murmelte er abweisend.

Sie lachte laut und höhnisch: „Ziehst Du Dich heut abend alt, Dicker? Soll ich vor Dir tanzen?“ Schnell war sie auf

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

Sie fand sich darein, daß sie Abend für Abend hierher geschleppt wurde, und wagte kaum den Kopf zu heben und diese Frauen zu betrachten, die so unbefangen das verschädeten, was ihr als etwas so Großes und Heiliges erschienen war, daß sie alles zerstört hatte, um sich ihm bloß für eine Stunde hinzugeben. Und sie fand sich auch darein, daß er dasaß und kumpfte und sie nicht für so gut erachtete wie eine dieser herausgeputzten Geschöpfe, denen er fortwährend zunickte und zulächelte.

Sie hätte ihm jeden Augenblick ins Gesicht speien können; sagte er aber: „Komm, nun gehen wir nach Hause, ich sehne mich nach Dir,“ so ging sie trotzdem mit. Und doch war er der einzige, gegen den sie sich empörte, auf ihn sah sie herab, ihn haßte sie.

Und trotzdem wollte sie mit ihm gehen.

Auch Begierde war es nicht, die gab es für sie nicht mehr, das wußte sie jetzt. Schon in der ersten Nacht hatte dieser gemeine Mensch ihr den größten Abscheu eingeflößt, und sie hatte nur eine Lust verspürt: ihm die Kehle zuzuschnüren. Aber Nacht auf Nacht hatte sie sich ihm hingegeben, weil sie betäubt war, völlig gelähmt durch diese entsetzliche Auslösung zwanzigjährigen verzehrenden Liebesverlangens. Und weil irgendwo in ihr eine wahnsinnige Hoffnung brannte, daß es dennoch kommen werde, jenes Wunderbare, — daß es sich aus der Hölllichkeit selbst herauslösen, sich erkämpfen lasse, jedenfalls kommen werde.

Nun war die Hoffnung ausgebrannt, unwiderrusslich erloschen, und das Verlangen war erloschen, wie ein Fieber erlischt — in Kälte.

Aber noch wollte sie fortfahren, ihm zu gehören. Es gab ja nur das eine, sich mit geschlossenen Augen fortgleiten zu lassen; versuchte sie, die Augen zu öffnen und nachzudenken, dann wälzten Scham und Schmach sich über sie und drückten sie immer tiefer hinab. Immer schwerer und schwerer lasteten sie auf ihr, je länger sie fortfuhr. Aber sie mußte fortfahren.

Zu ihrem Manne konnte sie nie mehr zurückkehren, zu ihm, dem sie so viel Unrecht zugefügt hatte und vor allem jetzt. Und in der Welt draußen, von der sie früher so fest geglaubt hatte, daß sie Pfah und Liebe genug zu bieten habe,

das Publikum gemacht, denn das Theater war bei guten Stücken hundeseer, weshalb ich auch leichtere Stücke, namentlich Operetten gab. Das Resultat war glänzend. Jetzt war das Publikum zufriedener, während ich vorher immer Zuschriften erhielt, daß die Zeit ernst genug sei, man wolle sich aufheben, wenn man ins Theater ginge. . . .

Auch Direktor Grelle (Zwickau) kommt zu einem ähnlichen Resultat:

„Von einer literarischen Kost muß man gänzlich absehen, weil das sogenannte literarisch sein vollende „bessere“ Publikum dem Theater fernbleibt, nur die breite Masse fällt bei niedrigen Preisen das Theater und dieses Publikum findet Gefallen an vaterländischen und klassischen Schauspielen, an Lustspielen und besonders an guten alten und neuen Operetten, die möglichst wenig mit dem Kriege zu tun haben. Deshalb verschwanden die zu Beginn der Spielzeit herausgegebenen „Kriegsstücke“ auch sehr bald vom Spielplan. . . .“

„Auch Direktor Grelle (Zwickau) kommt zu einem ähnlichen Resultat:

„Und der Spielplan, der diese Zeit beherrscht? — Er gleicht dem in normalen Zeiten sehr. Das Publikum bevorzugt die leichte Kunst, in erster Linie die Operette, es will für einige Stunden der Gegenwart auf feitere Weise, die nicht viel zu denken gibt, entrückt werden. Darin sehe ich auch den Grund, weshalb Stücke mit patriotischem, der Zeit entsprechendem Inhalte wenig besucht werden.“

Die viel geschmähte Operette ermöglicht in den meisten Fällen den Theatern die Existenz. . . .

Otto Nauenbrecher, der Direktor des Cottbuser Stadttheaters, schreibt:

„Bei Beginn dieses Theaterwinters sah sich die Bühne vor eine neue Aufgabe gestellt. Die große Bewegung, von der unser ganzes Volk ergriffen ist, mußte auch auf die deutschen Theater ihre Wirkung ausüben. Denen, die an eine künstlerische Sendung des Theaters glauben, schien der Augenblick gekommen, wo allgemein der Spielplan der Bühnen auf eine höhere Stufe gestellt werden würde, wo die Theater ihrer Kulturaufgabe einen Schritt nähertritten könnten, indem sie einer großen Zeit vor allem die Schätze vorlegten, die die große deutsche Dichtung dem Theater zu bieten hat! Mit der Aussicht, den künstlerischen Beruf des Theaters mehr wie je, trotz aller von der Zeit gebotenen wirtschaftlichen Einschränkungen, nachzuweisen, sind wohl die meisten Stadttheater in diesem Winter eröffnet worden.“

Aber deutlicher wie je zeigte es sich auch, daß jedes Theater von seinem Publikum abhängig ist. Was das Theater in erster Linie gerne geboten hätte, ist gar nicht das, was in diesem außerordentlichen Winter vom Publikum im Theater gesucht wird. Unser Publikum will vorerst vom Theater noch nicht die große Erhebung und Erbauung, die man ihm gerne reichen möchte. Die von mannigfachen, allgemeinen und persönlichen Sorgen bedrückten Theaterbesucher kommen zu uns, um auf Stunden zu vergessen und sich auf zwanglose Weise zu entspannen. Diesem Verlangen müssen unsere Theater zunächst gerecht werden, und in dieser Erkenntnis zeigt der Spielplan der meisten Bühnen die alten, harmlos-heitern Werke, die fast schon abgelesen waren, nun aber wieder anleben und sehr willkommen aufgenommen werden.“

Der Direktor des Münchener Volkstheaters, Otto Ved, äußert sich in demselben Sinne:

„Der Spielplan in dieser Zeit sollte in erster Linie den Klassikern gewidmet sein, aber da bleibt meistens das Publikum fern. Die neuen Stücke sind zum Teil zu scharf, andererseits für die Kriegszeit zu harmlos. Unsere großen Dichter brachten in dieser Spielzeit noch nichts von Bedeutung. Das große Publikum liebt nach wie vor die Pöffen, besonders in Berlin gehen diese am besten. Ein Hinweis auf Reinhardt dürfte nicht maßgebend sein, da dieser, wie seinerzeit die Meininger, eine Alleinstellung einnimmt.“

Unter den Schriftstellern, die sich zur Sache geäußert haben, fällt Otto Borngräber jedenfalls durch die Tendenz auf, die er in den folgenden Ausführungen energisch betont, so sehr auch seine Ansicht von einer allgemein „menschlichen“, also von allem gesellschaftlichen Geschehen sozusagen losgelösten Kunst Kopfschütteln erregen muß.

„Ihre Frage nach meiner Ansicht ehrt mich sehr, auch wenn meine Antwort nicht dem zeitgemäßen Geiste entsprechen sollte.“

Der heutige Spielplan ist — da man heute schon militärisch reden muß, um gehört zu werden — unter aller Kanone. Indes, meine Meinung ist vielleicht veraltet, aber Sie fragen, und ich tue nichts als antworten. Für mich ist die Kunst etwas so über aller Erdennutzlosigkeit Stehendes, daß sie mir kläglich erscheint, sobald sie sich zur Wienerin irgendwelcher anderer Zwecke erniedrigt. Wenn man aber den heutigen Spielplan ansieht, in

sie den ganzen Tag und starrte vor sich hin, unbeweglich, um nicht das Fürchterliche zu wecken, das sie auf allen Seiten umgab. Die Weine waren ihr wie Blei, und sie war überzeugt, daß sie sie nicht tragen konnten; aber sie wollte ja auch gar nicht gehen, sie wollte warten — warten —

Der Tag verstrich, ohne daß sie sich rührte. Sie bekam nichts zu essen, spürte aber auch kein Bedürfnis danach; nur die eine feste Vorstellung hatte sie, die sie tief und tiefer in ihr festsetzte: daß sie nicht auf den Weinen stehen könne, und daß das gut sei, weil es ihr aushalten helfe, bis er zurückkomme. Er sollte ihr nicht entweichen; hier auf seinem Zimmer sollte er sie finden, — wenn auch als Skelett. Treu bis zum Tode würde sie sein, das war sie ihm schuldig.

Sie hatte auch kein Geld mehr; Jochimsen hatte ihr die fünfzig Kronen abgeliefert, die sie von ihrem Manne bekommen hatte, und auch die hundert Kronen, die sie selbst noch besaß. Sie hatte sich ein wenig darüber geärgert; aber das war dünn, denn die Liebe durfte nicht kleinlich sein, — die durfte diese Geldfragen gar nicht merken. Es zu merken, das hatte sie nun allerdings nicht vermeiden können; und als er ihr gestern morgen vorschlug, ihre goldene Uhr und einige Schmuckgegenstände in Geld umzusetzen, da weigerte sie sich geradezu, das Geschenk von der Freigebigkeit der Liebe zu erfüllen. Dann blieb seine eigene Uhr plötzlich stehen, und er wollte gern die ihre von ihr leihen, während er eine kleine Beforgung machte — die Sache war sehr komisch.

Jetzt hätte er sie übrigens bekommen können, denn jetzt war ihr die Zeit gleichgültig; und jetzt, nachdem sie beschloffen hatte, bei ihm zu bleiben, brauchte sie ja auch nicht daran zu denken, etwas in der Hand zu behalten.

Jetzt konnte sie sich auch mit Sanftmut ihres Mannes und all seiner aufopfernden Güte erinnern. Da sie ihm doch nie wieder gegenüberstehen und sich verteidigen würde, wollte sie auch keine bösen Gefühle hegen und nicht versuchen, seinen Wert zu verringern. Denn er war wirklich ein guter Mensch! Komisch-verlegen konnte er aussehen — und Jochimsen, der würde auch verlegen werden, wenn er nach Hause kam und sie auf dem Stuhl fand — vielleicht ganz aufgerieben. Sie sah ihn deutlich vor sich und mußte lächeln.

Vanter solche Nebensächlichkeiten beschäftigten ihre Gedanken, während sie auf dem Stuhl saß und wartete — einen Tag, zwei Tage. Aber das Eigentliche, das Entehrende, das sie fühlte, brandmarkte, wenn sie es bloß streifte, das schloß rings um sie und tat ihr nichts, wenn sie nur stillsaß. Sonst würde sie ein Stück Schokolade aus ihrer Tasche drüben geholt haben, wenn das nicht gewesen wäre — und dann der Umstand, daß sie nicht gehen konnte.

dem Tag für Tag „Werke“ mit Titeln wie „Moralia Victoria!“, „Zimmer feite druff“ und hundert ähnliche wie schwammige Pilze wüchsen heran und krochlos aufstiegen, da habe ich nur den einen Wunsch, daß sämtliche sich völlig unnötig einander zerfleischende Batterien sich schleunigst verbrüdern und gegen die „Kunsttempel“ schießen sollten. Doch endlich einer läme, der den längst verdienten Weltkrieg der Bühne erklären möchte! Ich für mein Teil tue dies zwar schon seit Jahr und Tag, aber die Schadel (Häpfe wäre falsch) der meisten Bühnenleiter sind zu dick, als daß sie Geist durchlassen könnten. — Aber zur Sache: Die Kunst ist menschlich, und sie spricht zu Menschen. Darum behandelt sie menschliche Probleme und löst sie für das menschliche Gemüt. Mit Politik, und mit allem Drum und Dran, und sogar mit allem Druff — das für einen Feldherrn passen mag — hat sie ganz und gar nichts zu tun. So wenig, wie ein auf die Bühne trampelndes Koff oder irgendein Schießinstrument etwas mit dramatischer Wirkung. Die Kunst ist menschlich und für alle Menschen gleich; und daß der gleiche Gegenstand beim deutschen Dichter eine germanische Farbe annimmt, beim Franzosen einen romanischen, beim Russen einen slavischen Unterton, das ändert am tiefsten Wesen und Wollen — wenn überhaupt die Kunst etwas will — nichts. Sie ist international wie die Luft, wie das Licht, wie das über alle Länder sich wölbende Firmament. Sie ist ewig wie dies.

Und dies wäre, wenn stets, so heute mehr denn je der Augenpunkt, aus dem einem wohlhaft auf der Höhe seiner Zeit stehenden Bühnenleiter sich ein Spielplan wie von selbst ergäbe, ohne meinen wohlmeinenden Rat: der Menschheit große Gegenstände! Will man innerhalb dessen dem kriegerischen Geiste Rechnung tragen, wir haben auch hier so überreiche Auswahl. Wir haben einen „Wallenstein“ und „Tell“, doch der geht wohl gegen Oesterreich? Wir haben „Götter“ und „Egmont“ und die „Jungfrau“, doch die geht wohl mit Frankreich? — nun, da seht Ihr ja, wie international sie ist, wie menschenfreundlich, die wahre Kunst.

„Zimmer die allen Klassiker!“ höre ich da; „gib uns Neues!“ Wie haben wohl manchen, der da gab und gab, aber Euer Geist ist arm. Euer Blick ist blind, feurige Gaben brennen Euch zu heiß in Eurer parfümierten Hand. Ihr habt keinen Mut. Wir haben sogar zum Beispiel ein urgermanisches, wenn auch internationales, weil aus dem Geist der Menschliche geborenes Weltfriedensdrama, nämlich den „König Friedwahn“ von einem gewissen Otto Borngräber. Aber nur erst ein deutsches Theater, das kühne Dresdener Hoftheater, und eins in der freien Schweiz hatten den Mut, ein so unzeitgemäßes Stück zu wagen.“ Nun, ich habe den Mut, es zu schreiben, habe auch den Mut, das jetzt zu bekennen, und habe auch den Mut, das jetzt zu nennen, weil Sie mich nach einem menschenwürdigen Spielplan fragen. Ich lebe — und lebe wohl von je — hier auf dem „Berg der Wahrheit“, drum sage ich Ihnen die Wahrheit mit Gnuh.“

Ungefähr das Gegenteil dieses bei aller Versteinertheit jedenfalls tapferen und konsequenten Temperaments bietet Herr Paul Linde, der „Komponist“. Er äußert folgendes:

„Wir Komponisten der heiteren Muse (ich meine Pöffen und Operetten) tappen noch im Finstern; für die ausgelassene lustige Musik ist wohl jetzt keine Zeit, ebenso vorläufig nicht nach dem Kriege. Man kann dem notenkauenden Publikum nicht zumuten, wo ein so schwerer Alp auf uns laftet, Tänze und Gassenhauerlieder zu spielen. Das gleiche gilt von den vielen kleinen Kapellen; es wird jetzt mehr die bessere Salonmusik sowie viel patriotische Musik gepflegt, dementsprechend haben auch einige meiner Kollegen sowie meine Wenigkeit selbst, patriotische Lieder auf den Markt gebracht.“

Die Offenheit dieser Schlusswendung ist vielleicht das Wertvollste an der ganzen Rundfrage der „Reiziger Abendzeitung“.

Aus dem Feldbrief eines Arztes.

Dem Feldbrief eines Stabsarztes, den die „Umschau“ mitteilt, entnehmen wir folgende Stellen:

„Während man nach den bisherigen Anschauungen den Bestimmungen unserer Kriegsanitätsordnung sich ungern zur Teilung bei der Verwendung der Sanitätskompanie entschloß, um eine Zersplitterung und Verlust an Sanitätspersonal und Material zu verhüten, bleibt bei den in so große Länge wachsenden Gefechtslinien oft nichts anderes übrig. Man wird sich bei besetzten Feldstellungen auch viel eher entschließen, die Sanitätskompanie möglichst nahe hinter die Front zu bringen und sie tunlichst mit den Truppenverbänden zu verschmelzen. Dadurch wächst die Möglichkeit zur ärztlichen Versorgung unmittelbar nach der Verlegung, und damit die Aussicht auf glatteren Wundverlauf. Ebenso ist bei Positionskämpfen die — wenigstens einigermaßen — friedensmäßig medizinischen Anschauungen entsprechende Einrichtung des Hauptverbandplatzes erleichtert. Die hierzu bestimmten Gebäude und Räume können besser vorher instand gesetzt, ausgeräumt und ausgewaschen werden, meist läßt sich auch die Unterbringung der Verwundeten auf geeigneten Lagerstätten besser vorbereiten. Glück bei der Wahl des betreffenden Ortes gehört natürlich auch dazu. Für den letzten Hauptverbandplatz den wir mit einem Zug unserer Sanitätskompanie errichteten mußten, hatten wir das Glück, in der Ortschaft S. . . . ein großes, von Schwestern geleitetes Pfründnerhospiz wählen zu können, dessen Räumlichkeiten uns bereitwillig zur Verfügung gestellt wurden. Da wir uns von vornherein auf einen großen Anfall von Verwundeten gefaßt machten, so richteten wir aber außer den circa 50 bis 60 Lagerstellen, die im Hospiz uns zur Verfügung gestellt wurden, auch noch die Kirche, die Schule, die Wirtschaft im Ort für Verwundetenlager ein, eine Vorichtsmaßregel, die sich sehr nötig erwies, denn während der neun Tage, welche wir in der Ortschaft lagen, hatten wir am Schluß nicht weniger als 850 Verwundete versorgt.“

Keine Wäsche für die Operationstische, Schürzen, Handtücher, Schüsseln, Seifen usw., fast alle diese Dinge, die zwar die Sanitätskompanie wohl selbst mit sich führt, aber nie in solcher Zahl und Menge, wie es oft für die Erleichterung der ärztlichen Arbeit ausreicht, auch Bettstühle, Leibwäsche für die Verwundeten konnten wir genügend beschaffen, in allem unterstützt durch die fürsorglichen Krankenschwestern, die später in rührender Weise auch für die Verpflegung unserer Verwundeten Sorge trugen. Wenn es sich hier auch um flüchtiges Personal handelte, bei denen eine Beihilfe mehr oder weniger selbstverständlich war, so möchte ich doch an dieser Stelle nicht zu bemerken unterlassen, daß ich nach meinen persönlichen Erfahrungen niemals Anlaß hatte, mich in dieser Hinsicht auch über die sonstige französische Bevölkerung zu beklagen. Im allgemeinen zeigten sie sich alle freundlich und hilfsbereit, ein gewisses Entgegenkommen und Verständnis der französischen Sprache und Eigenart von unserer Seite vorausgesetzt. . . .“

Theater.

Schiller-Theater O: „Das Prinzip“. Lustspiel von Hermann Wabr. Ohne an Geschlossenheit des Aufbaues und der Szenenführung sich dem „Konzert“ auch nur entfernt vergleichen zu können, ist das „Prinzip“ der glücklichste Wurf, der dem nur all zu raschen Lustspieltheater seit jenen großen Treffern gelungen. Die Idee, der Dialog, auch eine Reihe der led erfonnenen Situationen tragen das Gepräge besten Wahrschen Geistes. Schon der Einfall, ein Exemplar jener süppig wandernden Spezies von Rezeptfindern, die alle Menschenmängel von einem Pünktchen aus kurieren wollen, zum Mittelpunkt der Komödie zu machen, ist voller Originalität. Bei aller possenmäßigen Uebertreibung im einzelnen, sind doch gewisse Wesenszüge jenes Typus sicher erfasst, das Bild im Grundrisse humorvoll und mit warmer Sympathie für die liebenswürdige Güte, die hinter der dogmatischen Torheit steckt, nachgezeichnet. Der

Heilsbringer Dr. Esch in seinem unerschütterlichen Glauben an das zwanglose Gefühl als sicheren Leitstern jedes Handelns, dessen Doktrin schon auf dem simplen Einwande der von dem Herrn Sohn zuerst als Braut erkorenen Köchin, daß das Gefühl doch oft zu ganz Entgegengesetztem rate, keine Antwort weiß, wird einem lieb in aller seiner Einfachheit; erhält durch die Kontrastfiguren — den weltlich verstofften, streitsüchtigen Oheim, die verständig kluge Frau, das flüggewordene übermütige Schöndchen, das die Gefühlslehre des Alten in die Sprache der eigenen verlebten Jugendjahre überlegt — eine lebendig wechselnde, auch im Possenhaften noch interessierende Bedeutung.

Heinz Senger als Dr. Esch traf mit seiner blond-jobialen Korpulenz und dem langbollen weichen Organ den Ton recht gut. Ganz ausgezeichnet war Kisterbergs schwärmerischer und noseweiser Hans, der, ins Leben losgelassen, wie ein Füllen nach allen Seiten ausschlägt; auch in der musterhaften Brahmschen Uraufführung kam die Gestalt nicht besser heraus. Die Gattin fand durch Fräulein Gertrud Detmann eine geschickte Wiedergabe. Regia Martolj brachte für die Hansens erste Begeisterung entflammende Köchin eine ungewöhnlich hübsche Erscheinung mit und wirkte in der Hauptzene (die Epitode im letzten Akt fiel etwas ab) frisch und munter. Sehr wienerisch-recht gelang ihr Stellener-Bräutigam Herr Berana. Weniger erfreulich waren der schon im Texte arg verzeichnete apostelhafte Gärtner sowie der disputierende Oheim und die geschwätzig-enthusiastische Gräfin, deren wahrliche Humore nicht nach Gebühr zur Geltung kamen.

Kleines Feuilleton.

In Erwartung.

Leise will sich wieder regen
Tief im Schoße der Natur,
Und ein Wind springt durch die Lande,
Frühlingswind auf leichter Spur.

In Erwartung liegt die Biese,
Unter'm Boden drängt es sacht,
An der Birke schwillt die Knospe,
Und die liebe Sonne lacht.

In Erwartung liegt die Biese,
Wann an Mann liegt grau an grau,
Hundert Hlinterläufe lauern,
Hundert Häuse, rot und rau.

In Erwartung harzt am Wege
Unerbittlich Herr, der Tod,
Und im jungen Winde flattert
Seine Fahne blutigrot.

Paul Schurel.

Das zerstörte Dorf.

Die Monatschrift „Die weißen Wälder“, die nach einer Unterbrechung von vier Monaten wieder erscheint, bringt einen Aufsatz „Das zerstörte Dorf“ von Ulrich Rauhscher. „Das Dorf“, schreibt er darin, „ist der Schauplatz der Schrecken oder das Opfer willkürlicher Streifzüge. Was von Völkerecht etwa noch geblieben wird, kommt der Stadt zugute; die unbefestigte von einiger Bedeutung bleibt als achtunggebietende Erscheinung meistens verschont, die befestigte nach der Einnahme ebenso. Das Dorf ist leicht Beute oder heimmümpfter Stützpunkt. Keine Gebäude mahnen durch Brauch und Stillschlag zur Schonung, so wie im Bauer eigener Wille und der Zwang der zu bestellenden Erde, so geht auch Dorf und Land unmerklich ineinander über: es gibt keine Tore, keine Vororte, nichts was den Anlauf hemmt, plötzlich ist man drinnen. Die Schlacht löst schonungslos vor, weil nichts Hervorragendes zu schützen ist, der Streifzug sieht die Bekehrlichkeit und den Augenblick raschen Zugreifens, dem fast kein Regel wehrt. In die Städte rücken die festen Heeresverbände, mit verantwortungsvollen Führern, in die Dörfer die Patrouillen, die der Aufsicht entzogen sind. Ueber das Dorf geht der Krieg mit allen Bränden der Vernichtung. Geheutes Futtermittel liegt in den Scheunen, aufgestapelter Vorrat in den Kammern, Leinwand, Milch, Geräuchertes, Branntwein. Keine hochstodigen Häuser mit Schloßern und Sicherheitsketten, sondern zu ebener Erde drei Stuben, in einem Haus wie im anderen, am gleichen Ort jedwede Leute greifbar. Von den Männern kam einer zu Haus, von den Weibern keine, vor der den gemeinen Mann Schen ergriffe. Was Roheit, was Raub, was Vergewaltigung: für das Dorf allein gilt die Strafe, daß Krieg Krieg ist, der für die Heimat oder die eroberte Stadt Zwangseinquartierung, Kontribution, wirtschaftliche Schädigung, Wutter- und Weibestruer, vaterländische Erhebung oder Verweisung heißt. Am Dorf schwellt und verwüstet er noch trotz dem großen Krieg, zerstreut er die Reste einer ganzen Ansiedlung, schafft er Einöde, jählet er Menschen und Vieh, Weib und Kind. In den zerstörten Dörfern hebt der Krieg die Wurzeln eines ganzen Volkes aus der Heimat Erde. . . .“

Das Hochschulwesen in Frankreich.

Der große Tag der Mobilisierung Anfangs August — heißt es in einem Artikel in „Der lingske Tidende“ — brachte mit einem Schläge alle friedliche Arbeit in Frankreich zum Stillstand. Von den Gehöften, aus den Dörfern, aus Provinz- und Großstädten strömten die einberufenen Mannschaften, die ganze Jugend Frankreichs zu den Garnisonen und von hier aus weiter zur Grenze. Alles rollende Material wurde zu Truppentransporten benutzt, und fast alle Tätigkeits, die nicht militärischen Zwecken diente, hörte auf. Nun aber ist die Maschinenrie allmählich wieder in Gang gekommen. Mit großer Energie hat man zugefaßt, und auch das Unterrichtsweisen ist wieder aufgenommen worden. Obwohl 25 000 Lehrer und noch mehr Studierende unter den Fahnen stehen, begannen die Schulen im Oktober und November wieder ihre Arbeit. Auch in der Universität werden wieder Vorlesungen gehalten wie gewöhnlich. Aber die Zahl der Zuhörer hat sich natürlich sehr verringert. So berichtete jüngst ein Professor von der Sorbonne, daß er nur 15 Hörer habe, und daß selbst von diesen noch mehrere in Uniform seien und jeden Tag abberufen werden könnten. Ein Professor aus Rennes hat in seinen Vorlesungen nur 4 bis 5 Hörer, die ihm aber sicher sind, da sie alle endgültig unbrauchbar befunden wurden.

Auch das „Institut de France“ setzt seine Tätigkeit fort. Eine der Veranlassungen verlief besonders stürmisch. Der Präsident der Kunstakademie, der seinen Austritt aus allen deutschen Akademien und Vereinen anmeldete, die ihn als Ehrenmitglied aufgenommen hatten, brachte den Vorschlag ein, daß man alle deutschen und österreichischen Gelehrten löschten solle, die korrespondierende Mitglieder der Akademie wären. Ein gleicher Vorschlag wurde in den drei anderen Akademien gemacht, die ausländische Mitglieder haben; doch ging er nicht durch.

Notizen.

— Bühnenschronik. Friedrich Raffler und Helene Rehdmer werden vom Herbst an dauernd dem Theater in der Königgrüßerstraße angehören.

— Musikchronik. Bei dem letzten diesjährigen Sonntagskonzert im Charlottenburger Schiller-Theater am 7. März, mittags 12 Uhr, werden Georg Schumanns Klavierquartett und das Streichquartett von Anton Dvorak gespielt. Für den gefanglichen Teil ist der Igl. Hofopernsänger Waldemar Henke gewonnen. — Sonntag, den 7. März, Lening-Museum (Bräuderstr. 18), abends 8 Uhr, Kammermusikabend des Steiner-Rothstein-Quartetts: Quartette von Mozart, Gesänge von Mozart und Schubert; Maria Ruda.